

# Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 12 . . . . . Beilage zur Gleichheit . . . . . 1911

Inhaltsverzeichnis: Zum Wahlrechtstag der Frauen. Von Ernst Klaar. — Von den Eingeborenen Inner-Australiens. — Etwas über Diphtherie. Von M. E. — Dämmerstunden. Von Emmy freundlich. — Für die Hausfrau. — Feuilleton: Der Held. Von Wilhelm Holzamer. (Fortsetzung.)

## Zum Wahlrechtstag der Frauen.

Nun aufgewacht in Stadt und Land  
Ihr Mädchen all und all ihr Frauen,  
Es gilt, mit starker, fester Hand  
Am großen Zukunftswerk zu bauen!  
Empor, empor aus dumpfem Traum,  
Dem rosig jungen Tag entgegen,  
Zu schaffen Licht und Luft und Raum  
Der Seele wucht'gen Flügelschlägen!

Gleichheit für Mann und Weib! so steht  
Auf unserm Schlachtpanier geschrieben,  
Ein heißer Kampfesodem weht  
Durch unsern Haß, unsern Lieben,  
Der Knechtschaft gilt der heiße Haß,  
Bis sie im Grab zu Staube modert,  
Der Freiheit ohne Unterlaß  
Die ganze heiße Liebe lodert.

Zu lange tönten die Schälmeine  
Von uns als „schwächerem Geschlechte“  
Jetzt pochen wir auf unsern Schein  
Und fordern trotzig eigne Rechte.  
Nicht länger gilt's, in Sklavensinn  
Den Nacken untertänigst beugen —  
Wir woll'n als Weib und Kämpferin  
Für unser freies Menschtum zeugen!

Hat uns nicht die Entwicklung auch  
Von Haus und Heim und Herd verstoßen?  
Ward uns nicht auch der Dornenstrauch,  
Anstatt der Myrten und der Rosen?  
Stehn wir nicht auch im Daseinskampf,  
Wo schrillend alle Räder sausen?  
Umzischt nicht uns auch Glut und Dampf  
In der Fabrik mit mildem Brausen?

Wir tragen schwerer Steuern Last  
So gut wie Mannes starke Schultern,  
Man weigert uns die Ruh und Rast  
Mit gleicher Gier wie jenen Duldern,  
Des Mammons Habsucht macht uns bleich  
Wie sie, schon in der Jugend Jahren —  
Und sind an Qual und Not nicht gleich  
Dem Krieg des Wochenbetts Gefahren?

Wohin wir schau'n: die gleiche Pflicht,  
Doch nirgendwo die gleichen Rechte,  
Es darf das Weib noch wählen nicht,  
Wie es so gern und freudig möchte;  
Unmündig ist's, im Parlament  
Sein Weh und Wollen zu vertreten —  
Das einzige, was ihm vergönnt,  
Das Bitten ist es und das Beten!

So seufzen wir in Sklaverei  
Weit härter als die Arbeitsbrüder,  
So läßt man nicht den Arm uns frei  
Zum Kampf um unsre eignen Güter,  
Zum Kampf um freies Menschenrecht,  
Zum Kampf um alles Hohe, Gute —  
Als wären wertlos von Geschlecht,  
Als wären minder wir von Blute!

Alleinzig nur der Proletar,  
Der selber hart und schwer Bedrückte,  
Bisher für uns und unsre Schar  
Das scharfe Schwert der Rede zückte,  
Die andern alle, „gottgewollt“,  
Im Joche möchten sie uns lassen —  
Sie sind uns nur so lange hold,  
Als sie in Brunst uns geil umfassen.

Nun aber stehn wir auf dem Plan,  
Das Recht uns selber zu erkämpfen.  
Weit sei das Tor uns aufgetan  
Zu freiern, schönern, bessern Zeiten!  
Das gleiche Recht als wie dem Mann  
Für uns in Staat und in Gemeinde!  
Das Weib will zeigen, was es kann,  
Trotz unsrer Gegner Mutgegreine!

Drum aufgewacht in Stadt und Land,  
Ihr Mädchen all und all ihr Frauen!  
Der Kampf ums Wahlrecht ist entbrannt,  
Um unser Recht, in Deutschlands Gauen!

Gekommen ist ein Märzentag,  
Wo rote Zukunftsbanner fliegen!  
Millionen Herzen und ein Schlag!  
Wir wollen und wir werden siegen!

Ernst Klaar.

## Von den Eingeborenen Inner-Australiens.

Nach Spencer und Gillen „The Native Tribes of Central Australia“

I.

Um einen Einblick in das Leben dieser Eingeborenen zu bekommen, das zur Erkenntnis der gesellschaftlichen Entwicklungsgeschichte so wichtig ist, müssen wir zunächst kurz die Natur des Landes schildern, das sie bewohnen. Dodnabatta, ein Städtchen westlich des Gyresees und 680 Meilen nördlich von Adelaide, der Hauptstadt Süd-Australiens, bildet zurzeit den Endpunkt der transkontinentalen Eisenbahnlinie; darüber hinaus findet der Verkehr nur zu Pferd oder auf Kamelen statt. Durch das Innere des Kontinents zieht sich ein Pfad dicht dem Laufe des Drahtes entlang, der bis jetzt allein die unmittelbare telegraphische Verbindung zwischen Australien und Europa aufrecht erhält. Von Dodnabatta bis Charlotte Waters im Norden erstrecken sich in langer Reihenfolge Ebenen, deren Boden Meile auf Meile mit braun- und purpurgefärbten Steinen bedeckt ist; die Steine stoßen oft dicht aneinander und bilden so eine Art Pflaster, das sich unendlich bis an den Horizont ausdehnt. Zur Trockenzeit bieten diese „Niederer Steppen“ ein trostloses Bild dar. Von niedrigen Hügeln ziehen sich ausgetrocknete Wasserläufe herab, die mit einem dünnen Gürtel von Mulgabäumen umsäumt sind und sich bald im Sande der Ebenen verlieren. Die Sonne scheint heiß hernieder auf steinige Ebenen oder gelben Sandboden, in dem nur Drahtbusch oder winzige Grasbüschel in weiten Abständen voneinander wachsen. Der scharfe, dünne Schatten des Drahtbusches fällt auf den gelben Grund, der, mit Ausnahme kleiner Ameisenhaufen, kein Zeichen tierischen Lebens

aufweist. Eine „Wüsteneiche“, das heißt eine Kasuarinenart, oder ein Akazienbaum gewährt hier und da lergen Schatten; für Wochen verhüllt keine Wolke den Glanz der Sonne bei Tag und das Strahlen der Sterne bei Nacht. Nur sehr selten fällt genügend Regen, um die Betten der wenigen Flüsse von einiger Bedeutung in dieser Gegend zu füllen; gewöhnlich läuft nur stellenweise in dem einen oder anderen Wasser. Nur in langen und unregelmäßigen Zwischenräumen ergießt sich ein starker Regen über ausgedehnte Landstriche. Dann sind aber die Flußbetten nicht tief genug, um all das Wasser zu halten, das von den Bergketten herabströmt, in denen die Nebenflüsse ihren Ursprung nehmen. Die Flut überschwemmt weit und breit das niedere Land um die Flußläufe. Was für lange Monate trocken, ausgehörrtes Land war, verwandelt sich plötzlich in eine unermessliche Wasserfläche. Die Flußbetten herab segt das Wasser und wälzt entwurzelte Bäume und große Schuttmassen mit sich und höhlt sich neue Kanäle für seinen Lauf aus. Doch bald hört es auf zu regnen, und reisend fallen die Wasser. Noch wenige Tage strömen die Bäche, dann verschwindet die sichtbare Flut, und nur vereinzelte tiefe Wasserlöcher halten noch Wasser zurück. Die Sonne scheint noch einmal so heiß; in dem dampfenden Boden keimen Samen, die seit Monaten schlafend lagen, und wie durch ein Wunder bedeckt sich das dürre Land mit einem sippigen Pflanzenkleid. Vögel, Frösche, Eidechsen und Insekten aller Art sieht und hört man, wo vorher alles tot und schweigend war. Pflanzen und Tiere suchen aus möglichst die kurze Zeit auszunützen, in der sie wachsen und sich fortpflanzen können; für sie gilt es einen erbitterten Kampf, nicht so sehr gegen lebende Feinde als gegen die natürlichen Bedingungen



ihrer Umgebung. Kann zum Beispiel eine Pflanze, bevor alle oberflächliche Feuchtigkeit aus dem Boden ausgezogen ist, zu einer Größe heranwachsen, daß ihre Wurzeln tief unter die Oberfläche in den sandigen, noch kühlen Grund eindringen können, so hat sie Aussicht zu überleben; wenn nicht, muß sie zugrunde gehen. Ebenso können Tiere am Leben bleiben, die schnell wachsen und so wie die Frosche ein Stadium erreichen, in dem sie imstande sind, sich einzugraben, solange noch die Ufer der Wasserlöcher feucht sind.

In den Bergketten, die sich in den „Höheren Steppen“ erheben, ist die Landschaft ganz anderer Natur. Wilde, zerrissene Quarzketten, aus denen hier und da große abgerundete Felsen oder scharf umrissene Spitzen zu einer Höhe von 1500 Meter emporragen, laufen im großen ganzen parallel zueinander von Ost nach West auf 400 bis 600 Kilometer hin. Die Bergzüge sind voneinander getrennt durch Täler, deren Breite zwischen 150 Meter und 30 Kilometer schwankt. Der Boden dieser Täler ist hart und gelb und wird von dem gleichen Busch spärlich bedeckt wie die „Niederer Steppen“. Die Flüsse laufen ungefähr von Nord nach Süd und durchschneiden die Bergketten rechtwinklig in tiefen und engen Schluchten. Manche dieser Schluchten sind mit Ausnahme der Regenzeit trocken und gewähren die einzige Möglichkeit, die Bergketten zu durchqueren; andere sind beständig mit Wasser gefüllt, das geschützt vor der Hitze der Sonne in den dunklen Wasserlöchern zurückbleibt, wenn überall sonst die Wasserläufe gänzlich ausgetrocknet sind. Die Landschaft in den Bergen entbehrt durchaus nicht der Schönheit. Die rauhen roten Felsen, hier und da mit Pinien, Cycadeen oder weißstämmigen Gummibäumen bedeckt, zeichnen sich scharf ab von dem klaren Himmel. In den Schluchten erheben sich die Felsen schroff an der Seite der Wasserlöcher und lassen oft nur einen schmalen Streifen blauen Himmels in der Höhe zwischen sich.

An das Gebiet der Steppen grenzt im Süden und Westen das eigentliche Wüstenland. Nichts kann trauriger sein als diese Gegend. Das Land ist einfach eine lange Reihenfolge von Sanddünen, die mit Büschen von Stachelschwein gras bedeckt sind, und wo die Sanddünen aufhören, erstreckt sich ein Streifen harten flachen Landes, das manchmal von „Wüsteneichen“ umsäumt ist und noch öfter von ödem Mulgabusch. Viel Jagdbeute gibt es hier nicht für den Eingeborenen; es finden sich kleine Ratten und Eidechsen, die er jagt, indem er Feuer an das Stachelschwein gras anlegt, und die er auf diese Weise von einem Busch zum anderen treibt. Doch in den Zeiten der Trockenheit, die sehr oft herrschen, muß das Leben der Wilden in den Sanddünen schwer sein. Wasser gibt es hier nur sehr wenig. Mitten im Herzen der Sanddünen trifft man ab und zu kleine Flächen von Kalkstein mit einer tiefen, brunnenartigen Nischbildung, auf deren Grund ein kleiner Wasserpfuhl sich findet oder sich auch nicht findet. Diese sogenannten „Eingeborenen Brunnen“ sind die Reste alter Bergquellen und immerhin sehr selten. Häufig ist ihr Wasser vergiftet durch den sich zersetzenden Leichnam eines Dingo, des australischen Wildhundes, der sich zu einem Trunk herabwagte und nicht mehr die Kraft besaß, herauszuklettern. Nächste den Sanddünen sind der eigentümlichste Zug dieses Wüstenlandes die Überbleibsel früherer Seen, die aber jetzt nur ebene Flächen glühender weißen Salzes darstellen, umsäumt von niedrigen, mit ödem Busch bedeckten Hügel. Hier regt sich kein Zeichen des Lebens, und vollkommenes Schweigen herrscht.

Dies ist im großen ganzen die Natur des weiten Steppen- und Wüstengebiets, das die Eingeborenen Inner-Australiens einnehmen. In Zeiten langanhaltender Dürre, wenn Speise und Wasser spärlich ist, hat der Wilde Entbehrung zu erdulden. Doch, nehmen wir das Wüstengebiet aus, so ist unter gewöhnlichen Umständen sein Leben durchaus nicht elend oder sehr hart. Große und kleine Kangurus, Emus (der australische Strauß) und andere Arten Wild sind genügend vorhanden und fallen dem Speer und dem Bumerang\* der Männer zur Beute. Kleinere Tiere, wie Ratten und Eidechsen, werden jederzeit ohne Schwierigkeit von den Weibern gefangen; diese sammeln auch große Mengen Grassamen, Wurzeln und Knollen ein und zuzeiten Früchte, wie die Eingeborenen-Pflaume.

o o o

### Etwas über Diphtherie.

Von allen Kinderkrankheiten ist die Diphtherie wohl am meisten gefürchtet, und das mit Recht. Es ist noch nicht lange her, daß die Sterblichkeit der an Diphtherie Erkrankten 50 bis 60 Prozent

\* Die hölzerne Wurfscheibe der Australier. Es ist ein gebogenes Stück Holz und besitzt bei manchen Stämmen eine solche Krümmung, daß es im Bogen geschleudert zu seinem Empfänger zurückkehrt, falls es sein Ziel nicht getroffen hat.

betrug; dank den Fortschritten der medizinischen Wissenschaft ist die Zahl der Opfer bis auf zirka 15 Prozent gesunken.

Vor allen Dingen gilt es, die Krankheit rechtzeitig zu erkennen; je früher man ihr mit wirksamen Mitteln entgegentritt, um so sicherer ist die Heilung. Klagt ein Kind über Kopf- und Gliederschmerzen, sind die Drüsen des Unterkiefers und Halses angeschwollen und schmerzhaft, weisen die Schleimhaut des Rachens und die Rachenmandeln einen weißgrauen Belag (Membran) auf, so besteht immer Verdacht auf Diphtherie, und es ist dann unbedingt notwendig, einen Arzt herbeizuholen. Der Belag breitet sich mit großer Schnelligkeit aus. Die Luftröhre wird in Mitleidenschaft gezogen; wie eine zähe, dicke Haut kleidet der Belag sie aus, wodurch die Atmung sehr erschwert wird. Häufig kommt es zum vollständigen Verschluss der Luftröhre, dann ist die einzige Rettung der Luftröhrenschnitt (Tracheotomie), das heißt der Arzt schneidet eine Öffnung in die Luftröhre und legt in diese eine Kanüle, ein Röhrchen, ein. Versäumt man, den Arzt sofort zu rufen, so tritt der Erstickungstod ein. Die Anzeichen eines Luftröhrenverschlusses sind Atemnot, bellender Husten, blau werdendes Gesicht und starkes Einziehen der Magenrube. Die Pflege von Kindern, an denen der Luftröhrenschnitt vorgenommen wurde, erfolgt am besten im Krankenhaus, da die Patienten Tag und Nacht eine ständige Überwachung nötig haben. Gar oft setzt sich der Belag vor die innere Öffnung des eingeführten Röhrchens, und ein erneuter Erstickungsanfall gefährdet das Leben des Kindes. Um das zu verhindern, muß die Kanüle öfter herausgenommen und gereinigt werden, und das darf natürlich nur von geübten Händen ausgeführt werden. Manchmal macht der Arzt auch statt des Luftröhrenschnittes eine Intubation; hierbei wird eine Röhre vom Munde aus in die Luftröhre eingeführt; selbstverständlich müssen die Kinder in diesem Falle ebenso sorgsam überwacht werden wie nach dem Luftröhrenschnitt.

Leider kommt es vor, daß ärztliche Kunst und treueste Pflege der Krankheit machtlos gegenüberstehen. Unaufhaltsam breitet sich der Belag aus, dringt bis in die feinsten Verzweigungen der Luftröhre, verstopft diese gänzlich oder führt eine Lungenentzündung herbei, und es tritt der Tod ein.

Verursacht wird die Erkrankung durch winzige Lebewesen, die Diphtheriebazillen. Tiere, denen man von diesen Bazillen eine genügende Menge unter die Haut einspritzt, sterben meist innerhalb 24 bis 60 Stunden, da die Bazillen ein tödliches Gift aussondern. Spritzt man aber einem Tiere zuerst eine Menge von Bazillen ein, die für dieses noch nicht tödlich wirkt, so kann man ihm nachher sogar ein Vielfaches der tödlichen Menge einführen, ohne daß es zugrunde geht; das Tier ist immun geworden gegen Diphtheriegift. Denn wenn die Bazillen ihr Gift ausscheiden, wird im Körper des Tieres ein Gegengift erzeugt. Ist die Menge der eingespritzten Bazillen gering, so ist auch die von ihnen erzeugte Menge Gift klein, und das im Körper entstehende Gegengift vermag alles Gift zu binden, unschädlich zu machen. Ja es entsteht sogar so viel Gegengift, daß es noch nachher sofort das Gift unschädlich zu machen vermag, das durch neu eingespritzte Bazillen erzeugt wird. Blutserum von solchen Tieren (Pferden), denen erst abgetötete, dann wachsende Gaben lebender Diphtheriebazillen eingespritzt wurden, ist daher imstande, auch in anderen Tieren und im Menschen das Diphtheriegift unschädlich zu machen. Durch die Anwendung dieses von Behring entdeckten Diphtherieheilserums besitzt man ein vorzügliches Mittel gegen die heimtückische Krankheit. Eine rechtzeitige Einspritzung verhindert nicht nur die Weiterausbreitung des Belags, sondern es kommt auch in wenigen Tagen zur Lösung der Beläge und zur Besserung des Allgemeinbefindens. Ist ein Kind zur rechten Zeit mit Serum behandelt worden, so wird man an ihm fast nie den Luftröhrenschnitt vornehmen müssen. Leider macht sich in manchen Kreisen eine starke Abneigung gegen die Serumeinspritzung bemerkbar. Man schreibt dieser alle möglichen schädlichen Nachwirkungen zu: Lähmungen der Gliedmaßen, Schwerhörigkeit, Sprachstörungen und dergleichen mehr. Aber nicht das Serum ist an den Nachkrankheiten schuld, sondern es ist von Ärzten nachgewiesen, daß es das Diphtheriegift ist, welches derartige Erscheinungen herbeiführt.

Gegen das Ende der Krankheit, selten früher, kann Herzschwäche eintreten, darum ist es nötig, den Puls des Kindes zu beobachten. Ist der Puls schnell und klein oder unregelmäßig, das heißt vergehen von einem bis zum nächsten Pulsschlag mehrere Sekunden, oder sind die Schläge bald voll und kräftig, bald kaum fühlbar, so rufe man den Arzt. Das Kind muß flach gelagert werden, und Rotwein, schwarzer Kaffee, starker Tee, eventuell Wärmflaschen sind in solchen Fällen von guter Wirkung; anregende Medikamente wird der Arzt verschreiben. Nicht ohne Bedeutung sind austretende Schwelungen der Füße und Augenlider. Sollte man sie beobachten, so mache man den Arzt darauf aufmerksam; die Schwellungen können



Anzeichen einer beginnenden Nierenentzündung sein. Hautausschläge nach Diphtherie sind meist ein Zeichen von Blutvergiftung.

Die Ernährung der Kranken ist oft schwierig, weil die Schwellung der Drüsen und Mandeln Beschwerden beim Schlucken verursacht. Man gebe dann flüssige Nahrung, und diese nur in kleinen Mengen auf einmal, aber dafür häufig. Empfehlenswert sind: Milch, Schleimsuppen mit Ei abgerührt und öfters am Tage Wein; ist das Fieber verschwunden, so sei die Kost recht kräftig. Stets Sorge man dafür, daß gute Luft im Krankenzimmer vorhanden ist; gerade bei Erkrankungen der Atmungsorgane ist dies äußerst wichtig. Räucher- mittel, wohlriechende Öle usw. sind streng zu verbannen; sie entfernen die schlechte Luft nicht, sondern verdecken sie nur. Darum öffne man die Fenster; sind die Kleinen gut zugebedet und vor Gegen- zug geschützt, so wird ihnen die frische Luft nicht schaden.

Bekanntlich ist die Diphtherie außerordentlich ansteckend. Denn die Bazillen, die sich auf der Schleimhaut des Rachens und der Nase des Erkrankten befinden, können durch Nughusten, Küssen, Be- nutzen der gleichen Trinkgeschirre, der gleichen Taschentücher un- mittelbar auf eine zweite Person übertragen werden. Sie gelangen auch auf Wäsche, Schwaren, Spielzeuge, Möbel und Fußboden und können dort lange lebensfähig bleiben und wieder auf Menschen übertragen werden. Deshalb müssen die Patienten isoliert bleiben. Die Geschirre und alle im Krankenzimmer befindlichen Gegenstände dürfen von Gesunden nicht benutzt werden. Nach der Genesung oder nach dem Tode muß das Zimmer desinfiziert werden; dieses geschieht von der städtischen Desinfektionsanstalt aus. Die Bazillen verschwinden nicht sofort mit dem Belag aus der Mundhöhle, son- dern sie sind noch wochenlang nach scheinbar vollständiger Genesung darin vorhanden. Ein von Diphtherie Genesener ist daher noch eine Zeitlang eine Infektionsquelle für die Umgebung und muß vom Umgang mit anderen abgefordert werden. M. E.

### Dämmerstunden.

Es ist Abend. Meine Kleinen gehen schlafen. Ich gehe ihnen den letzten Gutenachtluß auf lange Zeit. Morgen geht es wieder fort auf eine lange Versammlungstour. Immer wiederholt sich die Frage der Kleinen: „Warum gehst du schon wieder fort, warum läßt du uns allein?“

Und mit den alten Fragen der Kinder kommen die alten Sorgen, die alten Zweifel. Hat man als Mutter ein Recht, seine Kinder zu verlassen, sie Fremden, dem Zufall preiszugeben? Kann ihnen nicht Schaden geschehen an Leib und Seele, der vielleicht tiefe Spuren für ihr ganzes Leben hinterläßt? All diese quälenden Sorgen werden nicht dadurch kleiner, daß nicht des Lebens Not die Mutter hinaus- führt aus der Mitte der Kinder. Jede Frau, die hinausgeht, um fern von den Ihren für die Gesamtheit zu arbeiten, hat all das hundertmal empfunden. Der alte Kampf entbrennt stets aufs neue. Er wählt in uns, gerade weil unser Streben nach eigener Frei- heit und Entfaltung unser Pflichtgefühl gesteigert und vertieft hat. Früher, wie wir im ausgetretenen Geleise traditioneller Pflicht ge- dantenlos einhertrotteten, waren wir weniger empfindlich. Mit der Entfaltung unserer Persönlichkeit aber stellte unsere Mütterlich- keit höhere Forderungen an uns. Kinder sind uns nicht Puppen, mit denen man spielt, nicht Körper, die man pflegt; sie sind werdende Menschen, denen wir es schuldig sind, das Erblichen all ihrer lei- blichen und seelischen Kräfte zu fördern. Auch die Kleinen, die noch als Ab- Schützen die Schulbank drücken, wollen geistige Gemein- schaft; gerade sie läßt man ungern allein. Sie haben das Mittel geistigen Zusammenseins noch nicht gefunden, das Trennung über- windet. Sie können sich nicht in Briefen mitteilen. Sie bleiben allein, wenn die Mutter geht. Allein mit dem liebedürftigen kleinen Herzen, allein mit den Schul Sorgen und den Spielfreunden. Lange noch, als schon die friedlichen Atemzüge der schlafenden Kinder wie ein losender Hauch durch die Stille des Zimmers gingen, kamen mir all die Gedanken wieder, die Gedanken, die wir Mütter so oft gedacht haben und die wir immer wieder denken müssen. —

Worte, die man gelesen und die spurlos versunken schienen, tauchen plötzlich in der Erinnerung empor und bekommen Leben und Gestalt. Aus der drängenden Flut der Mutterschmerzen um meine Kleinen steigen andere Bilder herauf: Bilder von armen, verlassen Kindern. Ein trauriger Zug! Müde, bleiche, kleine Kindergesichter huschen an mir vorüber, deren schmerzliches Lächeln anlagend und grauenvoll ist. Die stumme Weichte von heimlichen Tränen, die Hunger und Mißhandlung erpreßt haben. Eine An- lage, die nur in der kümmerlichen Gestalt und den wellen, ver- sorgten, frühaltigen Zügen ihren Ausdruck findet; eine Anlage, die die schmalen Kindertippen nicht in Worte fassen können. Das Jüchter-

lichte, was die Herrschaft des Besitzes über die Armut schafft, ist solche stumme Kinderqual. Und mit der bleichen Schar der Kinder tritt ein anderes Gefühl an mich heran, das Gefühl der Verantwort- lichkeit, schwerer Schuld. Dem hat es nicht schon die glücklichsten Stunden in Stunden schmerzvollster Pein verwandelt, wer hat sich nicht wund gerieben an dem Gefühl der Schuld, wenn ihm das Glend Schuldloser entgegenstarre? Sind wir nicht alle Mitschuldige an solchem Glend, und je freier, je glücklicher wir sind um so mehr? Wenn noch Hunderttausende armer Kinder weinen, haben wir dann ein Recht zu eigenem Glück? Ist nicht auch unser Mutterglück eine heilige Verpflichtung mehr, den Kampf gegen Kindertränen zu führen?

Aus allem Schuldgefühl den eigenen Kindern gegenüber ringt sich das größere Schuldgefühl gegen die Enterbten empor. Gewiß müssen die Kinder die Mutter entbehren, wenn sie mithilft im Kampfe gegen Ausbeutung und Not. Diese Kinder aber haben eine Mutter, die ihnen Brot, Erziehung und Sonnenschein geben kann. Sie haben ein beschütztes Heim, ein freundliches Plätzchen zum Aus- ruhen, wenn es im kleinen Herzen einmal trübe ist. Ist das nicht schon ein Glück, das ungezählte Kleine entbehren? Wird nicht viel- leicht die Abwesenheit der Mutter den eigenen Kindern erst den ganzen Wert mütterlicher Sorge zeigen, ihr Zusammengehörigkeits- gefühl steigern? Sie selbst werden es sicher einmal dankbar emp- finden, daß ihre Mutter sich den Weg ihrer Arbeit, ihrer geistigen Entfaltung frei geschaffen hat, denn sie erhielten dadurch früh das Bewußtsein der unlöslichen Gemeinschaft, die jeden mit allen ver- bindet, Verständnis für die Verpflichtung, die aus ihr erwächst zur eigenen befreienden Arbeit. Alles Schuldgefühl findet nur Er- lösung durch die Arbeit. Auch bei dem verfeinerten Pflichtgefühl als Mutter kann der Sturm der Konflikte über die Grenzen unseres Wirkens die Seele nicht zerstörend aufwühlen, wenn die Betätigung alles einschließt, was uns an Pflicht auferlegt ist: Mütterlichkeit für unsere Kinder, Mütterlichkeit für die Enterbten, Mütterlichkeit für uns selbst.

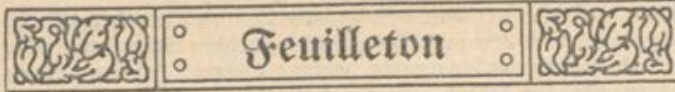
Harmonie in diesen dreifachen Ring der Pflichterfüllung zu bringen, ist ein schweres, aber ein adelndes Ziel. Das Streben nach dieser Harmonie schafft den neuen Wert der Frauen. In solcher Erkenntnis geht man mit Freuden an die Arbeit.

Emmy Freundlich.

### Für die Hausfrau.

**Tomatenanzucht im Zimmer.** Mit Recht wird der Anbau der Tomate auch in Deutschland jetzt ziemlich eifrig betrieben. Freilich erreichen die Früchte bei uns im Norden nicht ganz die aromatische Saftfülle der in ihrer südlichen Heimat gereiften. Dennoch ist die Tomatenzucht überall da zu empfehlen, wo ein sonniges Gartenstückchen oder ein sehr geschützter Balkon in Süd- lage zur Verfügung steht. Sauce, Suppe, Gemüse, Salat, Kompott, Belag für Butterbrot, dies alles läßt sich aus Tomaten herstellen, und was die Hauptsache ist: jede Vereinerung hat ihre beson- deren Vorzüge. Will man die Tomatenpflänzlinge nicht beim Gärtner kaufen, so kann man sie von Anfang März bis Ende April im Zimmer zur Anzucht bringen, um sie später ins freie Land oder in den Balkonkasten zu verpflanzen. Die Samenkörner werden in flache Kisten oder Töpfe mit guter Erde gelegt, die einen sonnigen Fensterplatz im warmen Zimmer bekommen müssen. Eine Glascheibe wird über die Gefäße gedeckt. Sobald der Samen gekeimt hat, ist das Glas zu entfernen und für genügende Feuchtig- keit zu sorgen. Nach dem Erscheinen der Laubblätter werden die Pflanzen vorsichtig in andere flache Kisten oder Töpfe verpflanzt. Der Raum zwischen den einzelnen Pflanzen muß nun etwa 10 Zenti- meter betragen. Sie müssen bis zu den Samenlappen in die Erde kommen. Man lasse sie erst im Schatten sich einige Stunden er- holen, ehe man sie in die Sonne stellt, und Sorge dann für gleich- mäßige Wärme und Feuchtigkeit. Nach einiger Zeit wird ein noch- maliges Umpflanzen nötig. Sind die Töpfe wieder durchwurzelt, so können die Tomaten von Anfang Juni ab ins Freie verpflanzt werden. Bald erscheint dann die Blüte. Die Pflanze muß aber anfangs bei rauher Witterung draußen immer noch geschützt wer- den. Wachsen die Tomaten zu üppig in die Höhe, so kneift man die Gipfelknospe ab. Sie wird diese Operation durch reichen Frucht- ansatz lohnen. Will man besonders große Früchte erzielen, so lasse man jeder Pflanze nur einen starken Trieb. Alle Blüten, die nach dem Fruchtanfang erscheinen, müssen entfernt werden. Die Früchte kann man, wenn sie im Freien bei ungünstiger Witterung nicht reif werden, im Zimmer an einem sonnigen Platze oder in der Nähe des Ofens nachreifen lassen. M. Kt.





## Der Held.

Von Wilhelm Solzamer.

(Fortsetzung.)

„Ein schöner Italiener!“ hatten die gesagt. Und sie hatte er zum Lanze geholt. Darauf war sie stolz. Sie hatte ja auch bei der Tanzmusik bei ihm und den anderen Italienern geseffen. Aber das war ihr ganz anders vorgekommen. Dies Lärmen, dies Fluchen und Spucken, es war ihr heute rein zum Ekel. Sie betrachtete sich ihre Freunde. Die braunen, hartknöchigen Gesichter unter den großen Hüten, die schwarzen Augen. Sie hätte sich fürchten mögen. Selbst ihr Lächeln war böß, kam ihr verzerrt vor.

Ein paar Geschichten fielen ihr ein. Sie schauderte heimlich. Sie mußte an die Hübnerslies denken, die mit ihrem Kinde in den Grafentisch gegangen war. Und der Italiener war fort über alle Berge.

Und an den Nothekar mußte sie denken, wie der tot dalag am dritten Kirchweihstag. Wegen einer Kleinigkeit hatten sie ihn erstochen, und keiner hätte sagen können, wer's getan hatte.

Die Anna mußte an ihren Heimweg denken. Nein, nicht für alles, sie ginge allein mit denen nicht nach Hause — am Abend, die fünf Stunden Weg.

Und wie die wieder heut tranken! Auch der Fiori. Sie mußte immer mit ihm trinken.

O, wenn sie nur heraus könnte! Fortlaufen möchte sie. Beständig mußte sie an den Abend denken, an den Heimweg. Und die Hübnerslies fiel ihr ein, und der Nothekar. O, sie hatte Angst! Eine Angst hatte sie! —

Sie betrachtete den Fiori. Er war ja schön. Diese dunklen, leuchtenden Augen! Die roten Lippen und das schwarze Schnurrbartchen darüber.

Aber sie hatte Angst.

Ein bißchen Furcht hatte sie ja immer gehabt, wenn sie sich abends hinterm Garten trafen. Aber so noch nicht wie heute.

Hätte sie ihr Vater nicht gleich geschlagen — sie hält' ja nicht den Kopf aufgesetzt. Aber so —

Doch jetzt wußte sie's, sie mochte doch den Fiori nicht.

Sie malte sich ihr zukünftiges Leben mit ihm aus. Er verdiente ja viel, er verbrauchte aber auch viel. Dies starke Trinken! Und den ganzen Tag sie allein, ein paar Kinder zu besorgen, und dann in der Mittagshize hinaus auf den Arbeitsplatz, den Essenkorb in der Hand. Und immer die Angst um ihn bei der gefährlichen Arbeit! Wie oft geschah ein Unglück bei den Sprengarbeiten! —

O, dann war sie auch bald so alt und abgerackert wie die anderen Italienerweiber! Und schließlich ging's woanders hin! Gott weiß wohin! Unter ganz, ganz fremde Leute! Lahter fremde Menschen! Weinen könnt' sie ihr gut Teil, das Lachen war ihr was Seltenes! Und die armen Wärmchen, die Kinder! —

Noch nie hatte sie seither ans Heiraten gedacht, so ernstlich wenigstens noch nie.

Ach, wie war's ihr jetzt so furchtbar!

Da stieß der Fiori schon wieder an ihr Glas.

Sie war ganz verzweifelt. Sie wollte nicht mehr trinken.

Da stieg ihm eine Hornglut zu Kopfe, er stieß sein Glas hin, er zischte einen Fluch, und er tollerte einen langen italienischen Satz heraus, daß ihn die anderen beruhigten. Sie beruhigten ihn, sie merkte es an ihren Gebärden; denn sie verstand ja ihre Sprache nicht.

Aber ganz außer sich war sie. Wenn sie nur eine Hilfe finden könnte! Aber wen, aber wie!

„Du lieber Herrgott!“

Sie nahm ihr Glas und trank.

Sie sah sich um, als ob sie eine Hilfe finden könnte. Aber alle Tische ging ihr Blick, in jedes Auge. Er fiel auf den Jean. Der hatte schon die ganze Zeit beobachtend zu ihr herübergesehen.

Er musterte sie. Er musterte sie mit tiefer Befriedigung und stillem Wohlgefühl. Ein Weib! Es war sofort ein unbewußtes Einssein, ein Verlangen, ein Besitz. Aber in Reinheit, nichts Prostituirendes war darin. Es war wie ein Erwachen über den Jean gekommen, wie eine Verklärung lag's in ihm.

Und so wuchs alles in ihm, wie er diese Anna der Italiener betrachtete. Es wuchs still, wie eine heimliche Glut. Es machte ihm nicht heiß, es machte ihm nur wohl. Es nahm ihm nicht die Herrschaft über sich und peitschte ihm nicht die Sinne.

Diese Anna war schön. Sie hatte volles, blondes Haar, große blaue Augen. Ihr runder Kopf saß auf einem schlanken Hals, der aus einer weißen Krause wie ein feines Esenbein leuchtete. Ihre Wangen waren rot, aber zart wie das Rot des Pflirsichs. Sie waren sauber und appetitlich zum Anbeiffen.

Der Jean sah nach der Bewegung ihrer Hände. Auf ihre Anmut legte er Wert. Er hatte sich schon oft dabei ertappt, daß er das bei allen Menschen tat. Leute mit ungeschickten Händen, mit Steifheit und Ungeschick in ihren Handbewegungen konnten ihn abstoßen. Das hatte er wohl noch vom Theater her in sich.

Ohne weiteres Gezier mit den Fingern hatte sie ihr Glas genommen. Die Hand hatte sich hübsch gerundet, das Gelenk leicht gebogen. Er lächelte. Sie hatte nicht gerade eine kleine Hand, aber groß war sie auch nicht. Und daß sie nicht plump und täppisch war, war ihm jetzt alles.

Die Anna saß da wie eine beleidigte Prinzessin, wie ein ängstliches Kind.

Und wie jetzt ihre Blicke umgingen!

Jean erkannte sofort: die schämte sich.

Und alles war in ihr gespannt. Es wirkte direkt auf ihn, auch in ihm trieb etwas zu einer Spannung. Er sah scharf zu ihr hin. Wie sie sich vor dem Italiener hütete, förmlich vor ihm verbarg. Sie hatte Angst — das wußte er mit einem Male.

Sie war voller Unruhe, aber sie verhielt sich ruhig. Sie wußte, daß sie ein gewagtes Spiel spielte.

Voller Harmlosigkeit deutete sie dem Italiener dies und das in der Regelbahn, wohin ihre Augen gegangen waren. Er sah hin — ihr Auge ging darüber weg. Fast mit einer Nührung fühlte der Jean: die sieht zu den Menschen stumm und fromm.

Er sah ihr lange zu.

Und nun dachte er: sie ist doch raffiniert.

Doch wie er sie nun weiter sah, hilflos, stehend, da schalt er sich. Sie war doch herzlich, arm und bittend wie ein Kind. Keiner verstand ihren Blick. Blichschnell ging er weiter.

Eine Verzweiflung lag nun schon darin. Er wurde heißer und heißer. Er war fast irr. Sie würde es nicht mehr aushalten können, sie würde sich ihm verraten. Und sie wäre verloren — er würde sie niederstechen.

Da sah sie zu Jean.

Sie sah seinen Blick. Sie zuckte. Einen Moment.

Sie flehte, flehte, flehte. Ganz Kind. Einen Moment.

Sie wußte schon, daß sie verstanden und erhört sei.

Sie atmete auf. Ihre Brust hob sich. Ein Weiches trat in ihren Blick, legte sich über ihre Züge.

Die Spannung in ihr wollte sich lösen, sie fühlte es, und man sah es deutlich.

Da ging's wieder wie ein Schreck über ihr Antlitz, fuhr in ihr Auge.

Sie raffte sich auf.

Sie warb, warb, warb. Einen Moment. Einen heißen, tiefen Moment. Der Jean rührte sich nicht. Aber sie verstand sein Auge.

In diesem Augenblick war sie nur noch Weib. Sie strich sich ein Stirnlöckchen von der Stirne hoch und glitt mit der Hand über die Augen. Sie lockte. Aber es war nicht gewöhnlich, es war ein unendliches Glück darin. Und sie mußte die Augen schließen, sie mußte sie schließen. Sie war im Taumel.

Ein Lächeln spielte um ihren Mund.

Der Italiener stieß sie an.

„Prost!“ sagte sie.

Er tat einen Zug.

Aber in seinen Augen flackerte es.

Er verfolgte jede ihrer Bewegungen, jeden ihrer Blicke. Er lag auf der Lauer wie ein Luchs. In dem Jean war die Glut zur Flamme geworden. Sie schlug nun auf und wuchs hoch in ihm.

Und er selbst wuchs dabei. Er fühlte seine Kräfte, und er fühlte sich ihr Meister.

Er hatte sich vorhin gefragt: wie bring' ich dies Mädchen aus dieser Gesellschaft? Er fragte sich's nicht mehr. Er sagte sich: dies Mädchen muß aus dieser Gesellschaft heraus.

Er hatte sich einen Augenblick geängstigt: kann dies Mädchen in dieser Gesellschaft rein geliebt sein? Es fiel ihm ein — sie war ja zu kurz darin, sie mußte rein sein — sie war rein.

Er sah noch ihren stehenden Kinderblick, ihr ängstliches Verben. Immer sah er diese Augen, diese Wimpern, die weit aufschlugen, die sich scheu senkten und schlossen, während die Hand von der Stirne herunter über die Augen glitt. (Schluß folgt.)

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Clara Zeifin (Zunbei), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.